

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 54 (1975)
Heft: 2

Artikel: Goethe als Frühsozialist
Autor: Keller, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Goethe als Frühsozialist

Als Goethe schon Mitte 70 war, erschien in Frankreich ein Buch, das zahlreiche Gebildete in seinen Bann zog und von vielen als neues Evangelium gepriesen wurde. Es trug den Titel «Das Neue Christentum» (1825), sein Verfasser war der fromme Graf Henri de Saint-Simon, der sich im Verlauf der Französischen Revolution zu einer bürgerlich-liberalen Gesinnung durchgerungen hatte, in der Periode der Restauration sich aber noch weiter von der adeligen Welt seiner Jugend entfernte und Sozialist wurde.

Konrad Farner schreibt in seiner «Kurzen Geschichte der Utopie» (Band III von «Theologie des Kommunismus?») über diesen christlichen Frühsozialisten: «Saint-Simon ist vor allem ein Sozialethiker, er ist ein Reformier, kein Revolutionär . . . aber seine Ideenwelt ist geistig von immenser Sprengwirkung – alle seine bedeutenden Schüler, wie Bayard, Buchez oder Enfantin, werden Sozialisten und verlassen den bürgerlich-kapitalistischen Raum der blossen Reform. Nicht Saint-Simon, sondern die Saint-Simonisten prägen jetzt die neue Utopie: überall tauchen sie auf in politisch organisierten Gruppen als ‚Sektionen‘, in romantischen Konventikeln und illegalen Geheimbünden . . . Es ist vor allem das Kleinbürgertum, es sind die durch das neue Industriekapital wirtschaftlich bedrohten, zum Teil bereits vernichteten Existenzen des Gewerbes und des Einzelhandels, es sind die Selbständigerwerbenden, es ist das Intellektuellen-Proletariat; es ist nicht die Arbeiterklasse.»

Weil auch der alte Goethe die bedrohten Handwerker besser kannte als das Proletariat der Industriearbeiter, das in Deutschland viel später entstand als etwa in England, haben die Saint-Simonisten ihn tief beeindruckt. Ganz am Schluss von «Wilhelm Meisters Wanderjahren» sind Kapitel eingestreut, die uns verraten, dass Goethe die Ansichten der Frühsozialisten teilte, aber auch Verständnis dafür hatte, dass sie sich vielerorts nur in Geheimbünden zusammenschliessen konnten. Er führt seinen Wilhelm Meister in die Webstuben des Gebirges, auf denen die Angst vor der Zukunft lastet und den frohen Gesang der Weberinnen zum Verstummen bringt! Bei diesen schlichten Menschen ist aber nicht die Rede von Aufruhr und Maschinensturm, sondern man erwägt die Auswanderung. Der Entschluss dazu wird aber nicht leicht gefasst, denn verwirrend ist die Kunde vom Schicksal jener, die den Schritt schon gewagt haben. Als Wilhelm sinnend wieder zu Tale wandert, gelangt er am Ausgang des Gebirges in einen Gasthof, wo eine merkwürdige Gesellschaft abgestiegen ist. Das letzte Buch der «Wanderjahre» enthüllt nur in Bruchstücken das Geheimnis eines wirtschaftspolitischen Bundes, der sich das

«Band» nennt und einer strengen Disziplin unterworfen ist. Aber seine Satzung gibt Wilhelm eine Antwort auf die Auswanderungsfrage. Zu seiner freudigen Überraschung erkennt er in den Führern des Bundes seine alten Freunde Lenardo und Friedrich. Nachdem im ersten Kapitel das Wiedersehen geschildert wird, vernehmen wir erst im neunten Kapitel wieder etwas über den Bund seiner Freunde. Dieser umfasst zwei Gruppen von Handwerkern. Die eine bereitet die gemeinsame Auswanderung vor, während die zweite eine Unternehmung plant, die wir heute Innenkolonisation nennen würden. Am Tag, an dem sich ihre Wege trennen sollen, hören sie die Rede eines Aristokraten, der einen «feudalistischen Sozialismus» vertritt, wie er 20 Jahre später im «Kommunistischen Manifest» von Marx und Engels teils wohlwollend, teils spöttisch beschrieben wird. Der vornehme Herr heisst Odoard und ist in der Lage, denjenigen Handwerkern, die nicht auswandern wollen, ein «hinreichendes Tagewerk auf mehrere Jahre» anzubieten. In seiner Rede würdigt er eingangs den hohen Wert des Grundbesitzes. Aber er kennt noch einen höheren Wert: «Wenn das, was der Mensch besitzt, von grossem Wert ist, so muss man demjenigen, was er tut und leistet, noch einen grösseren zuschreiben . . . Man hat gesagt und wiederholt: Wo mir's wohl geht, ist mein Vaterland! Doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hiesse: Wo ich nütze, ist mein Vaterland!»

Mit diesem Wahlspruch will sich das «Band» in der Alten und Neuen Welt nützlich machen. Im 11. und 12. Kapitel des 3. Bandes der «Wanderjahre» vernehmen wir seine Grundsätze. Es bekennt sich zur religiösen und politischen Toleranz. Der Geheimbund ist aber einem praktischen Christentum verpflichtet, so dass gläubige Juden ausgeschlossen sind, denn «wie sollten wir ihm (dem Juden) den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?»

Der Bund will seine Mitglieder an eine strenge Zeiteinteilung gewöhnen: «Die Uhren sind bei uns vervielfältigt und deuten sämtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelstunden an, und um solche Zeichen möglichst zu vervielfältigen, geben die in unserem Lande errichteten Telegraphen, wenn sie sonst nicht beschäftigt sind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an . . .» Der Bund spricht also von «unserem Land» und erinnert an seine Kolonie, wie sie damals von christlichen Orden und Gemeinschaften in der Neuen Welt gegründet worden waren. Wir vernehmen Aufschlussreiches über die Methodik des Unterrichts und die Disziplin bei jung und alt: «Niemand soll dem andern unbequem sein; wer sich unbequem erweist, wird beseitigt, bis er begreift, wie man sich anstellt, um geduldet zu werden . . . In jedem Bezirk sind drei Polizeidirektoren, die alle acht Stunden wechseln, schichtweise wie im Bergwerk, das auch nicht stillstehen darf . . .»

Strafen werden durch Geschworene ausgesprochen. Die oberste Leitung aber liegt in der Hand eines Führers. Goethe war kein Freund der

Demokratie im grossen, wusste aber, dass man ihn deshalb in den liberalen Kreisen seiner Zeit rückständig schalt. Daher umhüllt er auch sein «Band» mit einem gewissen Geheimnis, als er dessen Führer Friedrich über Freiheit und Autorität sprechen lässt: «Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im notwendigen Weltlauf, im höheren Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslassen. «Aehnlich schweigt sich der Führer über die Kulturpolitik aus: «Die Hauptsache bleibt nur immer, dass wir die Vorteile der Kultur mit hinüber nehmen und die Nachteile zurücklassen. Branntweinschenken und Lesebibliotheken werden bei uns nicht geduldet; wie wir uns aber gegen Flaschen und Bücher verhalten, will ich lieber nicht eröffnen.»

Der Feudalsozialismus von Goethe hat also einen autoritären Zug und erinnert an marxistische Grundsätze. Trotzdem hat der Dichter das «Band» weder als Partei noch als revolutionäre Bewegung dargestellt. Es will sich Fürsten und demokratischen Regierungen nützlich erweisen, hofft aber, von beiden Land zu bekommen, um es in seinem Sinne zu bebauen und zu verwalten. Weil Goethe offenbar nicht erkannt hat, dass sich kaum eine kapitalistische Staatsgewalt finden wird, die einem idealistischen Handwerkerbund Land abtreten wird, ist sein Sozialismus von Marx als Utopie bezeichnet worden. Aber im 12. Kapitel hält der Feudalsozialist Odoardo einen zweiten Vortrag, um seinen Plan der Innenkolonisation noch besser zu erläutern. Er erzählt von fürstlichen Ländereien, die er zu verwalten hat, von der Notwendigkeit von Enteignungen und dem Widerstand, den er erfahren hat. Doch er setzt seine Hoffnung auf den «Geist des Jahrhunderts» und macht dabei eine Unterscheidung zwischen Mittel und Zweck, die bis in unsere Tage von grösster Aktualität bleiben sollte: «Es gehört freilich mehr dazu, seinen Vorteil im grossen als im kleinen zu übersehen. Hier zeigt uns immer die Notwendigkeit, was wir zu tun und zu lassen haben . . . , dort aber sollen wir eine Zukunft erschaffen, und wenn auch ein durchdringender Geist den Plan dazu fände, wie kann er hoffen, andere darin einstimmen zu sehen? Noch würde dies dem einzelnen nicht gelingen; die Zeit, welche die Geister frei macht, öffnet zugleich ihren Blick ins Weitere, und im Weiteren lässt sich das Grössere leicht erkennen, und eines der stärksten Hindernisse menschlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieses besteht nämlich darin, dass die Menschen wohl über die Zwecke einig werden, viel seltener aber über die Mittel . . . Hier also haben wir zu wiederholen: Das Jahrhundert muss uns zu Hilfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten und in einem erweiterten Herzen der höhere Vorteil den niederen verdrängen.»

Das 19. Jahrhundert hat die Herzen noch nicht erweitert. Die sozialen Kolonien von Fourier und Owen blieben vereinzelt, in keinem Land kam es zum Sieg eines demokratischen Sozialismus. Auch im 20. Jahrhundert sind viele Herzen noch eng, so dass erst in wenigen Ländern eine Mehr-

heit den höheren Vorteil der Gemeinschaft erkannt hat. Grösser ist die Zahl der Nationen, in denen der Kapitalismus mit revolutionärer Gewalt überwunden worden ist.

Goethe hat noch nicht an Gewalt gedacht, waren es doch Handwerker und nicht Fabrikarbeiter, die damals in seinem Land arbeitslos wurden. Sie bildeten keine Massen wie 20 Jahre später, als Marx ein verelendetes Proletariat zur Revolution aufstacheln zu können hoffte. Im Prinzip war Goethe aber nicht gegen die Revolution, sowenig er gegen die Diktatur war. Er sagte am 4. Januar 1824 zu Eckermann: «Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, dass man in Deutschland *künstlicherweise* ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer grossen Notwendigkeit waren.»

Auch das Führerprinzip erschien dem Klassiker in jenen Fragen, die Weitblick erfordern, richtig. In den «Wanderjahren» steht ein dem Führer ergebenes Bundeslied, dessen erste Strophe lautet:

*«Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sei fortan dem Tüchtigen gleich,
Wo wir Nützliches betreiben
Ist der werteste Bereich.
Dir zu folgen, wird ein leichtes,
Wer gehorchet, der erreicht es,
Zeig ein festes Vaterland.
Heil dem Führer! Heil dem Band!»*

Braune Diktatur ist allerdings mit diesem Lied nicht vorweg genommen, denn Juden werden nur aus religiösen Gründen vom Bunde ferngehalten, und das Vaterland wird dort gesucht und gefunden, wo man dienen kann.

Auch der letzte Akt des *Faust* ist von Goethe erst um 1830 geschrieben worden, als das Maschinenzeitalter die ersten Absatzkrisen brachte. Daher lässt der Dichter seinen Helden das grösste Glück in einer sozialen Pioniertat finden. Der 100jährige, erblindete Faust entwickelt bereits eine Dialektik, die dem Marxismus entspricht, der bald darauf, in den vierziger Jahren, entstand. Goethe preist im Anfang des fünften Aktes die Bedeutung der Diktatur für die rasche Verwirklichung sozialer Pläne:

*Dass sich das grösste Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.*

Faust befiehlt fast wie ein Stalinist dem Teufel:

*Wie es auch möglich sei,
Arbeiter schaffe Menge auf Menge,*

*Ermuntere durch Genuss und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!*

Aber wenn dann das Land für die hungernden Handwerker durch einen Dammbau dem Meere abgetrotzt ist, soll das Volk frei auf seinem eigenen Grunde leben – wie es auch die marxistische Lehre vorsieht, die von der Diktatur nur als Uebergang spricht.

So lautet denn die Zukunftsvision des blinden Gebieters:
*Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draussen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschliessen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möchte ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!*

Und wie ein Marxist kann der alte Faust auch nicht mehr an Gott glauben. Er will frei sein von Aberglauben und Sehnsucht nach dem Unendlichen, die ihn in der Studierstube seinerzeit so unglücklich gemacht hat. Jetzt ist er nicht nur Sozialist, sondern auch Realist geworden:

*Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor! wer dorthin die Augen blinzeln richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!*

Wenn die Sorge ihn hierauf auch anhaucht und er erblindet, so ist er doch keinen Augenblick erschüttert. Ohne zu zögern, befiehlt er gerade jetzt:

*Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Lasst glücklich schauen, was ich kühn ersann.*

So ist Faust vom Grübler und Magier zum selbstlosen Tatmenschen gereift. Daher haben ihn die Engel, an die er nicht mehr glaubt, trotzdem erlöst!